

Wir sind ein Geschäftshaus...

Von Angelika Oberländer

Unser Haus lag mitten im Ort an der Haupteinkaufsstraße der kleinen Taunusmetropole. Von vorne war es eine Metzgerei. Hinten entfaltete sich die kleinbäuerliche Atmosphäre. Dort arbeiteten die, die für vorne nicht geeignet waren.

Das Haus bestand in früheren Zeiten aus zwei Häusern. Mein Groß-, oder war es der Urgroßvater, hatte die zweite Hälfte den Oppenheimers abgekauft, die damals schon weitsichtig genug waren nach Amerika auszuwandern. Ich kann mich noch an einen Umbau erinnern, und dass ich als kleines Kind auf einer Leiter hoch ins Schlafzimmer klettern musste.

Oft bat ich um den alten Schuhkarton und nahm die vielen Bilder aus früheren Zeiten in die Hand und ließ mir erzählen und versuchte zu ergründen:

Die „Urbewohner“ waren meine Großeltern mit ihren drei Söhnen und vier Töchtern. Früher gab es noch den blinden Onkel Jakob, ein lediger Bruder meines Opas, der mal giftig zu seiner Schwägerin gesagt haben soll: „Das sinn net nur dei Kinner ...“

Vor und während des Krieges waren einige der zahlreichen Zimmer an Herren vom Gericht oder *Kurfremde* vermietet. Das Plumpsklo war schon damals durch ein WC ersetzt, und zur Annehmlichkeit der Gäste auch ein Badezimmer eingebaut worden.

Als ich zur Welt kam, war die Jugend der sieben Geschwister schon lange vorbei. Keiner der Herren auf den Bildern im alten Schuhkarton war mein Onkel geworden. Und weil später Tante Ännchen den Onkel Toni doch nicht heiraten wollte, trug meine Mutter deren Brautkleid.

An einem jungen Mann mit sensiblen Zügen im markanten Gesicht und vollem, dunklen Haar blieb mein Blick hängen. „Ei, das iss doch de Ludwisch, dein Vadder“, klärten mich die Tanten auf. Fremd, wie aus einem anderen Leben schien er mir und ganz weit weg von der Mutti, von mir und den Geschwistern. Ich forschte auf den Bildern. Hatte er wirklich gewartet, bis er nur noch die „*drei rechts, vier links*“, streng gescheitelten Haare auf dem Kopf hatte? Insgeheim hätte ich unserer Mutter lieber diesen jungen Mann von damals gewünscht.

Die vier Schwestern meines Vaters blieben unverheiratet und hießen überall *Obbelänners Medscher* oder auch nur *die Medscher*. Das waren chronologisch geordnet das Tante Sissche, von meinem Vater auch *Kerwehässche* genannt, es *Lisabeth*, es *Ännsche* und das *narrisch Tinische*.

Der *Worschkall*, von meinem Vater auch *de Baron* genannt, hatte vor Jahren aus dem elterlichen Geschäftshaus raus, in ein anderes Geschäftshaus rein geheiratet. Dort bot sich ihm dank fehlendem Erben ein Metzgerladen für sich alleine, und auch ein Kuhstall und alles was dazu gehörte - und größer als daheim.

Die *Medscher* waren froh, nicht mehr unter der Fuchtel des cholerischen *Kall* leiden zu müssen. Der hatte ihnen in jungen Jahren ständig sämtliche Verehrer vertrieben. Seinen Führungsanspruch durfte er ungehindert an seinem Bruder und den vier Schwestern austoben. Man sagt, er habe stets die Arbeit auf den Ludwig und die Mädchen zu verteilen gewusst und sich anschließend bei einem ausgedehnten Schläfchen von dieser schwierigen Chefsache erholt.

Die vier Schwestern hatten nun endlich Luft, auch zum Durchatmen. Nun konnten sie sich frei entfalten und übernahmen nach dem *Worschkarl* das Regime im Haus.

Bruder Ludwig war gutmütig und fügsam. Die energische, junge Schwägerin *Ille* würde man schon noch in den Griff bekommen.

„Dei Mudder hätt’ de Kall kriege solle. Der hätt’ ihr gezeigt wo’s lang geht! Der hätt’ gut zu ihr gepasst!“ Mein wachsamer Kinderverstand wusste nur zu gut, was die Tanten meinten. Und mein Kinderherz verlor wieder mal ein Stück Geborgenheit.

Den Jüngsten, *das Fränzsche*, hatte die gut katholische Oma zum Studieren ins Priesterseminar nach Hadamar geschickt. Auf Bildern sieht man ihn schon mal mit einer Heugabel in der Hand. Doch der Herzenswunsch seiner Mutter erlaubte ihm eine erholsame Distanz zum Alltag im Elternhaus. Irgendwann hatte sich die Oma damit abgefunden, keinen hauseigenen Pfarrer zu haben. Und als die Zeit in zweifacher Hinsicht drängte, heiratete auch er. Tante Ruth war die Tochter einer befreundeten Familie, wo *was dahinner* war. Sie hatte sogar Abitur und konnte wunderbar Akkordeon spielen. Mit dieser Ehe waren die Tanten und ihre Mutter höchst zufrieden und auch ein bisschen stolz.

Der Kall, so gar kein *Prinzgemahl*, tobte sich jetzt auf anderem Terrain weiter aus. Ab und zu kam er ins Elternhaus zurück, um nach dem Rechten zu sehen und um dann erschöpft auf dem *Schesselong im Zimmersche* ein Nickerchen zu machen. Er war mein Patenonkel. Und weil er mein Patenonkel war und vielleicht auch, weil ihn andere nicht so gern hatten, hatte ich ihn lieb. Und weil ich ihn so lieb hatte, zog ich für ihn in dem *Zimmersche* immer die Jalousie runter. Dann blendete ihn keine Sonne mehr und keine üblen Lästermäuler konnten *vom Flürsche drauße* durch die dünne Fenstergardine sehen, wie der einstige Machthaber dieses Anwesens heimelige Ruhe genoss und schlief.

Geradezu glücklich war ich, wenn – wie gewöhnlich - endlich das Telefon klingelte, die Tante Hanna wütend fragte: „Iss de Kall doo?“ und ich mit schauspielerischer Begabung glaubhaft erwiderte: „Nee, de Onkel Kall hab’ isch net geseh’...“ Und ich wartete ungeduldig bis er aufwachen würde, um ihm von meinem erfolgreichen Abschirmmanöver erzählen zu können. Dann bekam ich endlich das dicke Lob, das ich schon sehnsüchtig erhofft hatte. Viele große Talente entwickeln sich bekanntlich bereits im zarten Kindesalter. Durch meinen schlafenden Onkel *Worschkall* habe ich mir ganz sicher schon damals eine der wichtigsten Fähigkeiten einer Chefsekretärin erwerben können: das Abschirmen.

Dem Onkel Karl ein ungestörtes Schläfchen zu gewährleisten, schien auch die einzige Funktion dieses Durchgangszimmers zu sein. Es ging in einen Flur über, der an der Tür endete, hinter der sich befand, was der Ursprung unseres Geschäftshauses war: der Metzgerladen.

In diesem Metzgerladen hing über der Leiste mit den Fleischhaken, manchmal von halben Schweinehälften und Hinter- oder Vordervierteln von geschlachteten Rindern verdeckt, eingefasst in einen schmalen, schwarzen Rahmen eine Lebensweisheit. Manche erkannten sie gar nicht als solche, manche belächelten sie und von anderen wurde sie erst gar nicht entdeckt. Die tröstliche Aussage für die Nachkriegskunden, die schmaleren Geldbeutel und Worschtzipfelkäufer lautete: **„Ochsen, Rinder, Hammel, Schweine, diese Tiere haben Beine, darum muss beim Fleischverwiegen, jeder etwas Knochen kriegen.“**

Und jetzt werde ich beinahe traurig und überlege, wo der Rahmen mit Sinnspruch geblieben sein könnte.

Ganz oben über dem Fleischgestänge hingen Dauerwürste, Mettwürste und Schinken, die teuersten Sorten in unserem Sortiment. Man verlangte damals nicht so oft nach ihnen. Daher vernachlässigte mein Vater schon mal deren Herstellung.

„Luuudwig, ich habe nichts zum Hinhängen!“ Auf diesen Vorwurf meiner Mutter reagierte der sonst eher sanftmütige Vater ungehalten und gereizt. Mit „*du hast kei’ bissche Sinn für die*

Landwirtschaft“ rechtfertigte er die leeren Wurststangen. Dann machte er sich vom Acker und zog hin zum Acker.

„Der Papa war eigentlich ein Anarchist“, sinnierte mein jüngster Bruder Stephan. Wir dachten gerade mal wieder an meinem Küchentisch gemeinsam über unser Elternhaus nach. „Na ja, eigentlich hat er immer nur das gemacht, wozu er gerade Spaß hatte“, erklärte er mir seine Erkenntnis. Da war was dran!

Auf der linken Seite waren die Gestänge für die gängigen Sorten: „*Presskopp*“, Zungenwurst, Schinkenwurst, seine berühmte Fleischwurst, die *Lebberwürscht* und seine Lieblinge, die *Blutwürscht*.

Die Theke war aus echtem weißem Marmor und hatte einen Glasaufsatz. Auf der Marmorplatte stand rechts die „Uffschnittmaschin“, links die Waage, in der Mitte das Wurstbrett. Davor, für die Kunden sichtbar, wurden die Erzeugnisse präsentiert.

Meine Mutter ließ oft lieblos die angeschnittene Wurst auf dem Schneidbrett liegen. Und wenn sie nach Abfertigung der Kunden wieder in die Küche eilte, hinterließ sie oft ein wahres Schlachtfeld. Für die examinierte Kinderpflegerin war der Laden eher eine Kulisse und die Theke ihr Rednerpult. Von hier aus konnte sie frei und ungehindert ihre Meinung von guter Kindererziehung und Sitte und Moral vertreten. Besonders zum Wochenende hin bot die große Anzahl wartender Kunden viele Ohren. Oft redete sie sich so in Rage, dass sie ganz vergaß weiter zu bedienen.

Mit ungefähr zehn Jahren hatte ich während des Ladenputzens begonnen, die Nachfeierabendkunden zu bedienen und dabei ehrgeizig das *Worschtschneide* geübt. Ausgestattet mit diesen Fähigkeiten und erhöht durch ein Brett unten an der Theke, traute ich mich, einfach den Platz neben meiner Mutter einzunehmen. Und ich versuchte, durch meine Geschäftigkeit die Geschwätzigkeit der Mutter auszugleichen. Ich kann mich noch gut an die ersten skeptischen Blicke der Kunden erinnern und daran, dass sie das Schulkind hinter der Theke schnell akzeptierten

Ich schämte mich jetzt nicht mehr so sehr wegen der „*schwätzende Ille*“. Und die Tanten konnten jetzt beobachten, dass der Laden immer zügig leer bedient wurde. Außerdem hatte ich mir Beachtung verschafft, sogar bei meinem Vater. „Jetzt guck emol das Angelika, es kann jo schon bediene“ Meine guten Schulnoten hatten ihn nie beeindruckt. Jetzt wusste ich endlich, wie ich mir seine Anerkennung erschleichen konnte.

An die Theke schloss sich der Fleischklotz an. Irgendwann hatte die Tochter aus dem „*klaane Beamtehaushalt*“ gelernt, auch ohne Hilfe ihres Ehemanns auf dem Klotz wahre Kunststücke zu vollbringen.

Um aus der Ferne ein bisschen Mutternähe zu spüren, öffnete ich oft die Tür vom *Flürsche* einen Spalt breit. Dann sah ich meine Mutter im weißen Kittel, mit blassem Gesicht und über der großen, faltenreichen Stirn streng zurückgekämmtem Haar, das Fleischbeil schwingen und hacken und flach klopfen. Der Papa, wenn er nicht gerade mit seinen Kühen auf dem Feld weilte, streckte manchmal seinen Kopf durch die Wurstküchentür nebenan. Dann konnte man ihm seinen Stolz anmerken und ihn glücklich sehen, dass hier jetzt seine junge Frau, und nicht mehr seine Schwester *Sissche* das Heft in der Hand hatte.

Die sparsamen, fleißigen und anspruchlosen Tanten hatten während und nach dem Krieg in einer Hinterstube des Hauses damit begonnen Kurzwaren zu verkaufen. Dieses Angebot wurde durch die Hutmacherkünste der Tante Tini, die sie sich bei einer ortsansässigen jüdischen Freundin der Familie angeeignet hatte, erweitert. Und nach einem erneuten Umbau wurde das „Textil – und Modehaus Geschwister Oberländer“ stolz eröffnet. Die *dreckisch Metzgerei* mit ihren kargen Auslagen im kleinen Schaufenster links wirkte wie ein Schandfleck gegenüber dem großen Schaufenster mit der auffällig drapierten neuesten Mode

auf der rechten Seite. Die Aufteilung der Schaufenster entsprach auch genau der, von der Oma festgelegten testamentarischen Vereinbarung: Zwei Drittel gehört *de Medscher* und ein Drittel dem Ludwig.

Nun folgten lange Jahre einer, nach außen friedlichen Koexistenz zwischen Wurst und Mode. Die Tanten, die selbst wenige Bedürfnisse hatten, weckten geschickt die der Kunden und waren finanziell erfolgreich. Und unsere Mutter, die Bedürfnisse hatte, verkaufte mit wenig finanziellem Erfolg das, was ihr Ludwig in Schlachthaus und Wurstküche fabrizierte, oder auch nicht.

Vor dem Essen versuchte er oft sein Leitmotiv „*die Worscht iss unser Leben, die Worscht iss unser Glück*“ als das ihm viel passender erscheinende Tischgebet durchzusetzen. Oder er schlug schon mal als Variante „*Unser Blutworscht, die iss gut, wo kei Speck, do iss Blut*“ vor. Entsetzt fuhr ihn dann unsere Mutter vom anderen Ende des kinderreichen Tisches in reinstem Hochdeutsch an und fauchte: „Luuudwig, bring den Kindern nicht solchen Blödsinn bei.“ Verschmitzt blinzeln gehorchte er und lud brav murmelnd mit Frau und Sprösslingen den Herrn Jesus als Gast und zum Segnen des Bescherten ein.

Obwohl er seine Liebe zur Wurst sogar in einem Tischgebet ausdrücken wollte, seine eigentliche Leidenschaft - er hatte insgesamt drei, die Mutti nicht mitgerechnet – gehörte der Landwirtschaft.

Vorne präsentierten die Tanten die neueste Mode von der Düsseldorfer oder der Frankfurter Messe. Arzt-, Lehrer- und andere Frauen, die sich *gut verheiratet* hatten, gehörten zu ihrem Kundenstamm, die *Kurfremde* schauten gerne mal bei den Fräulein Oberländers vorbei.

Und, pfui Teufel, hinten auf dem Hof, war in einem Seitenflügel des Hauses immer noch der Stall, links davon der Mist und geradeaus die *Scheuer*.

Eines Tages flüchtete mein Vater mal wieder vor dem eigentlichen Broterwerb. Liebevoll spannte er im Hof seine *Honigkuh*, die er wegen ihres Vorbesitzers, dem Hobby-Imker Rück, so benannte, und ihre Kollegin vor das „*Pluggskärnsche*“.

Mit der Peitsche in der Hand, glücklich lächelnd in Erwartung der frischen Luft und seines Ackers, verließ er vor seinem Kuhfuhrwerk herlaufend, die Toreinfahrt. Und dort stand seine feine, mondän gekleidete Schwester Tini, die später erzählte: „*Stellt euch doch emol vor, ich steh' mit dem Herrn Nebel uff de Straß', und da kommt der Ludwig mit seine stinkische Küh' aus de Torfahrt. Unn da fragt doch der Herr Nebel, wer ist denn dieser Bauer? Da hab' ich einfach gesacht, ach das iss einer vom Hof.*“

Sofort fiel mir die Stelle in der Bibel ein, wo der Petrus den Jesus verleugnet hat.